

Vierte Etappe: Donnerstag, der 26. Juni 2014

Gegen halb sechs werde ich wach. Die Vögel draußen zwitschern um die Wette und die Kirche der Madonna wird von einer glutorangeroten Morgensonne angestrahlt.



Frühstück gibt es erst ab 8 Uhr, deshalb drehe ich mich nochmal im Bett um. Als ich um 8 aufstehe, sind die Wolken bereits aus dem Tal bis auf das Hochplateau gekrochen, der rote Klotz der sanctuaire wird vom Nebel weich gezeichnet und auf meinem Motorrad liegen Tautropfen.

Ich habe heute nichts Besonderes vor und will die BMW weitestgehend stehen lassen. Nur weitestgehend deshalb, weil ich auf jeden Fall noch tanken muss, da ich nur noch für rund 80 km Sprit im Tank habe, die nächste Tankstelle in Plan du Vars Richtung Nizza ist und ich morgen über den Col de Turini an die ligurische Küste will. Tankstellen sind nicht gerade üppig verteilt.

Weitestgehend auch deshalb, weil es eigentlich keinen Grund gibt, diesen wunderschönen Ort freiwillig zu verlassen, um auf winkligen Sträßchen herumzukurven, das hatte ich gestern zur Genüge.

Kaum ein Ort an dem ich bislang war, ist friedvoller, ruhiger und mehr mit einer fast greifbaren Spiritualität gesegnet, als dieser. Madame ist nach Nizza gefahren, sie hat eine Verabredung mit einer Freundin. Wenn ich gehe, soll ich doch bitte abschließen und wenn ich W-LAN nicht mehr benötige, einfach den Stecker im Nebenraum ziehen, man muss die Antenne stromlos machen, falls es regnet, und das könnte sein.

Ich habe mich in die Bibliothek des Hauses verzogen.

Die habe ich bereits am Vorabend entdeckt, sie befindet sich direkt neben meinem Zimmer. Ein flacher Anbau, der offensichtlich nachträglich an das Wohngebäude gepappt wurde. Heimelig ist es hier drin. Es riecht ein wenig muffig, nach alten Möbeln, die Regale vollgestopft mit religiösen

Büchern, die große Glasfront des wintergartenähnlichen Anbaus ermöglicht mir einen Blick nach Westen, wo der Wind tiefhängende Wolken vor sich hertreibt.



In der Ecke steht ein Lesesessel, unter einer gekippten Stehlampe, mit gepolsterten Armlehnen und einem Schoner für das Kissen. Auf den ersten Blick sehr einladend, aber es lohnt ein zweiter. Denn auch wenn die heilige Jungfrau Maria mit Jesuskind im Arm direkt daneben steht, würde es mir der Sessel kaum verzeihen, wenn ich mich in ihm zurück lehnen würde, denn gegen die in Auflösung begriffene Verleimung

kann der Segen der Heiligen Jungfrau maximal die Folgen lindern, aber dass der Stuhl unter mir zusammenbräche, ist so sicher wie das Amen in der Kirche.

Also bleibe ich schön an dem Tisch in der Mitte des Raumes, ebenfalls ein Relikt vergangener Tage, auf dessen Platte unter der Tischdecke ein kleiner Aufkleber den Wifi – Code des Hauses verrät. Da musste Madame also nachschauen, als ich gestern fragte; das Tischtuch war noch zurück geworfen.



Ein WiFi Code wirkt in diesem Raum jedoch so fremd, wie mein laptop auf dem Tisch. Hier gibt es auch einen Notausgang mit

einem sehr speziellen Sicherheitsschloß, man ist auf alles vorbereitet.



Notausgang mit Sicherheitsschlüssel

In diesem Haus gäbe es wohl mehr zu entdecken, als in den Bergen drum herum.

Es ist mucksmäuschenstill hier. Ein paar Vögel hört man, sonst nichts. Selbst der fast lautlose Lüfter des Laptops wird zum störenden Geräusch – doch – was ist das?

Da draußen läuft jemand herum. Ein fremder Mensch in meiner Einöde. Was macht der hier? Ist das ein Pilger? Ein Wanderer? Wieso fährt jemand diese 6 km vom noch bewohnten Utelle hier hoch?

Fragen über Fragen.

Vermutlich will er die Aussicht genießen. Das ist verständlich. Aber wir haben geschlossen. Madame ist nicht da, ich lege mir die Worte zurecht: „Pardonnez moi, Monsieur, au revoir. Nein, ich gehöre zum Haus.“

Aber Monsieur will nichts von mir. Nur die Aussicht genießen. Dafür ist er leider zum falschen Zeitpunkt hier hochgefahren:

Im Westen hängen die Wolken immer tiefer über dem Tal der Tinée. Ich gehe nach nebenan in den Speiseraum. Von dort aus kann man nach Süden bis nach Nizza und Cagnes sur mer blicken. Zumindest konnte man das gestern Abend, als die ganze Bucht ein Lichtermeer war. Jetzt liegt da ein Wolkenmeer, auf das ich von oben schauen kann. Nach Osten versperren die Berge östlich der Schlucht der Vesubié die Sicht nach Italien und auch hier hängen tiefe Wolken.

Morgen werde ich da durchfahren. Über den Col de Turini an die ligurische Küste. Richtung Finale Ligure, dann nach Nordwesten durch Ligurien und das Piemont nach Turin.

Faszinierend ist, dass man von diesem Ort auf 1120 m Höhe über dem Mittelmeer in alle vier Himmelsrichtungen blicken kann. Theoretisch wenigstens. Aber der Tag ist noch lang und morgen ist auch noch einer.



Ich sollte noch nach Plan du Var zum Tanken. Und nach Nizza wollte ich auch, wenn ich schon mal da bin. Aber was soll ich da? Da ist Lärm, Verkehr, Gestank und drückende Schwüle. Hier oben auf „meinem“ Berg weht eine frische Brise und anstatt im T-shirt zu schwitzen, ist der Termo® -Pulli aus Polizeibeständen hier die bessere Wahl.

Ich sitze auf einem bequemen Stuhl inmitten alter Möbel und Folianten und verliere nach und nach jeden Zeitbegriff. Hier ist es schön, einsam, friedlich, jeder Einfluss von außen würde nur stören, alles ist entspannt, tief entspannt...

Fast eine Stunde träume und döse ich vor mich hin, die Sonne wärmt den flachen Anbau, und ohne mich von meinem Stuhl zu erheben, habe ich mit den Augen den gesamten Raum inspiziert: Das alte Klavier, auf dem ein Zettel irgendwelche Nutzungshinweise gibt, den Ohrensessel mit der sich auflösenden Verleimung, die Marienfigur daneben, die grausam kitschig ist, die braunen Lederrücken der Bücher, die dem Raum auch die Trockenheit und den Geruch verleihen und die Wolken, die an der Fensterfront vorbei ziehen. Die Wolken haben es eilig, scheint mir, viel zu eilig.

Eine ganze Weile hänge ich der Frage nach, ob der Lampenschirm der Stehleuchte neben dem Ohrensessel absichtlich so schräg gehängt wurde, oder ob jemand nur vergessen hat, ihn nach dem Anstoßen wieder gerade zu stellen. Als Nächstes wäge ich die Argumente ab, die dafür sprechen, den Schirm wieder gerade zu stellen; gegen die, dass das so sein muss.

Ich entschieße mich für eine Lösung, bei der ich sitzen bleiben kann.

Frieden, Harmonie, Geborgenheit. In diesem Raum löst sich die Zeit in Schwerelosigkeit auf. Ich schwebe, alles wird leicht...

Ich bin kurz eingenickt.

Draußen läuft eine Frau herum. Sicherheitshalber habe ich den Gastraum abgeschlossen, tue so, als wäre ich nicht da. Mein Motorrad könnte mich verraten. Aber wenn ich mich still verhalte, kann man mir nichts. Niemand stört meine Ruhe und meinen Frieden. Was wollen diese Leute?

Wasser.

Die Frau will Wasser.

Sie muss sich draußen versteckt haben, hat hinterhältig gewartet, bis ich mich sicher fühle, um zuzuschlagen.

Irgendwann bin ich aus meiner Lethargie erwacht und habe die Bibliothek verlassen. Die Wolken hatten sich verzogen, ich muss - wie erwähnt- noch tanken, außerdem will ich das kleine Sträßchen erforschen, auf das mich mein Navi gestern heimtückisch leiten wollte. Denn das gibt es als dünnen, weißen Strich in meiner uralten Michelin-Karte „Alpes Maritimes“.

Aber die ist im Topcase an der Maschine und als ich die Tür öffne, um sie zu holen, prescht der Feind aus der Deckung hervor und direkt auf die Tür und auf mich zu. Für eine Flucht zurück in meine Geborgenheit ist es zu spät, das kommt nicht mehr in Frage. Ich muss mich stellen.

Aus ihrem Geplapper entnehme ich, dass sie etwas zu trinken kaufen will. Bin ich eine Bar oder was?

„C'est fermé !“ versuche ich eine Gegenwehr.

Kampflustig funkelt sie mich an. Ich weiß genau, was sie denkt: „Was bildet sich der allemagne ein, ihr, einer Französin, hier in ihrem Land den Zutritt zu verwehren.“

Wieder plappert sie drauflos.

Sie möchte Wasser kaufen. Aber die Türen zu den Kühlvitrinen, in denen neben dem Bier auch das Mineralwasser steht, sind abgeschlossen. Außerdem – was denkt die sich? Ich muss das Haus verteidigen.

„Je ne comprends pas“ - ein meist sicheres Mittel, eine Konversation zu beenden. Aber da habe ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die Frau kann Deutsch. Zumindest die Worte „Wasser“ und „Durst.“

Damit steht sie bereits im Gastraum. Aber auch für sie sind die Getränkechränke verschlossen.

Nur darauf scheint sie es auch nicht abgesehen zu haben. Denn da entdeckt sie eine kleine Spültheke in der Ecke, die mir selbst noch nicht aufgefallen ist. Triumphierend zieht sie eine

Flasche hervor und füllt sie mit Leitungswasser. Kaum ist die Flasche gefüllt, läuft sie stolz nach draußen, wo plötzlich ein Mann, mutmaßlich ihr Begleiter, wie aus dem Nichts aufgetaucht ist.

„J'ai de l'eau, j'ai de l'eau“

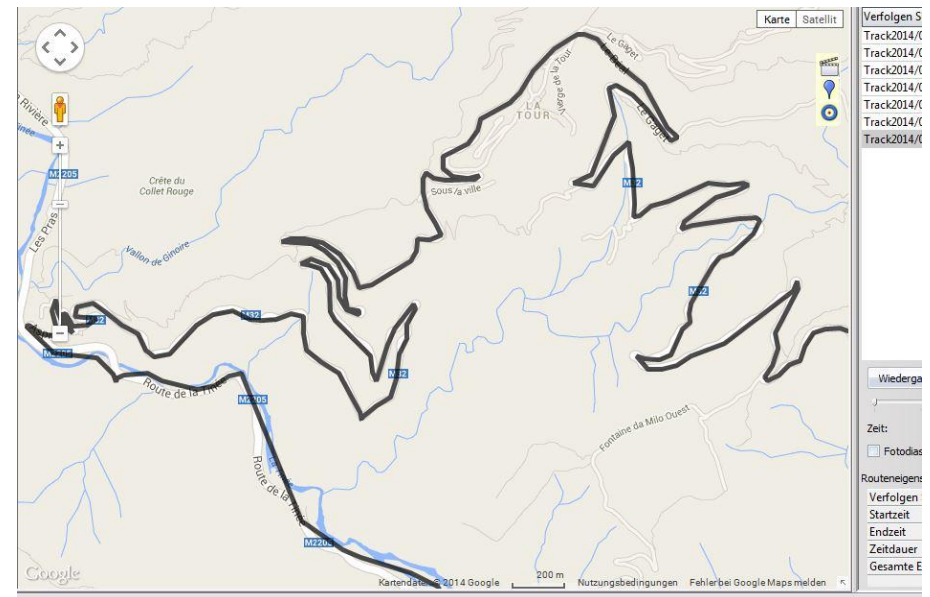
Mit einem benetzten Finger berührt sie die kleine Madonnenstatue am Fuß des riesigen Eisenkreuzes und bekreuzigt sich. Ich bin Protestant und verstehe wenig von diesen Ritualen.

Mir kommt der Verdacht, dass das Wasser der sanctuaire für diese Frau eine besondere Bedeutung hat. Ich würde es nicht übers Herz bringen, ihr zu sagen, dass sie sich den Weg hätte sparen können, denn das Trinkwasser wird für teures Geld aus Nizza hochgepumpt, weil es auf dem Gipfel eines Berges, auch wenn der ein Plateau ist, nun einmal keine Quelle gibt.

Außerdem würde ich das auf Französisch nicht zusammen bringen...

Meine Unternehmungslust ist nun doch geweckt. Die Sonne brennt vom Himmel, auch hier, 1120 Meter über der Bucht von Nizza ist es jetzt warm geworden. Ich installiere eine Helmkamera und schließe die Hostellerie ab. Nach den sechs Serpentine- Kilometern Richtung Utelle gabelt sich das Sträßchen, gestern kam ich von rechts, jetzt biege ich links ab.

Abenteuerlich klebt die kleine Straße an der Wand aus bröckeligem Gestein. Immer wieder liegen kopfgroße Steinbrocken hinter Kurven, viel mehr als Schritttempo kann man nicht fahren. Aber die Landschaft der Seealpen ist Atemberaubend.



*Die Strecke vom Tinnéetal nach Utelle:
Bei Dämmerung nicht zu empfehlen*

Der Satz meiner Mutter kommt mir in den Sinn: „Ist das nicht gefährlich?“ Abgesehen davon, dass ich nicht wüsste, wen ich anrufen sollte, gibt es hier kein Telefonnetz. Begegnet ist mir – seit ich die Hostellerie auf „meinem“ Berg verlassen habe, auch niemand.

Eine Reifenpanne wäre hier schon ein Drama, ein Sturz, womöglich mit Verletzungen, eine Katastrophe. Entsprechend vorsichtig fahre ich. Zu Recht, denn als plötzlich vor mir eine kleinere Ladung Geröll vom Berg kommt, kann ich ausweichen. Eine weise Entscheidung gestern Abend, dieser Straße nicht zu folgen. Jetzt ist es sonnenhell, ich bin topfit, kein Problem. In der Dämmerung oder gar bei Dunkelheit und nach erschöpfenden 500 km Passstrecken ? Nein, danke. Über abenteuerliche Serpentinaen komme ich an die Stelle im Tal der Tinée, an der ich mich gestern zu Recht entschieden hatte, dem Fluss und nicht der Gebirgsstrecke zu folgen.

Nach der vorsichtigen Kurverei gebe ich der LT jetzt die Sporen und brette mit Bohai das Tinéetal entlang, als mein Blick an den Instrumenten im Cockpit vorbei nach unten gleitet und ich einen Heidenschreck bekomme. Das hat mir noch gefehlt. Aber nach den Schlaglöchern, die die BMW gerade gestern wegstecken musste und der keinesfalls vorsichtigen und Material schonenden Fahrweise, die ihr Reiter an den Tag gelegt hatte, ist es ihr nicht zu verübeln: Die Vordergabel leckt, alles ist verdreckt und verschmiert.

Dabei hatte ich die Gabel erst vor kurzem komplett revidiert: Neue Gleitbuchsen, frisches Öl, neue Simmerringe, penibel gearbeitet, und jetzt das. Irgendwann läuft das Öl auf die Bremse und so überlege ich bereits, welches der kürzeste Weg von hier nach Hause ist.

Das ist fett.

Im gleichen Moment keimt jedoch die Hoffnung auf, dass es vielleicht genau das ist:

Fett.

Genauer gesagt: Vaseline. Einem Schraubertipp folgend, hatte ich den Hohlraum zwischen den Simmerringen und den Staubkappen mit Vaseline zugeschmiert, so kann kein Wasser und kein Dreck rein.

Ein kurzer Stopp bestätigt diese Hoffnung, es hatte nur reichlich Fett durch die Staubkappen gedrückt, die Simmerringe sind dicht.

Beruhigt steuere ich die Tankstelle in Plan Du Vars an, um das Benzinfass der BMW zu füllen, selbst bei der durchaus flotten Fahrweise des vergangenen Tages genehmigte sich die BMW weniger als 6 Liter auch 100 km. So kann man mit gefülltem Tank einer Fahrtstrecke bis zu 350 km zunächst einmal beruhigt entgegen sehen.

An der vorderen der zwei Zapfsäulen steht ein sehr flaches Auto in British Racing Green, das an einen Sportwagen der 60er Jahre erinnert und gerade betankt wird. Das Auto hat ein deutsches H-Kennzeichen. Als der Rentner vor mir endlich seinen französischen Schaukelstuhl an Säule zwei befüllt und

diese frei gemacht hat, beobachte ich beim Tanken erstaunt, wie die beiden Männer in grünen T-shirts mit dem Aufdruck „arrivez en Lotus“ den grünen Flitzer aus der Tanke auf die Straße schieben.

Hat denn das Ding keinen Motor ?

Doch, das hat es, wie mir der Jüngere der beiden ein paar Minuten später erklärt, als er zu Fuß zur Tankstelle zurückkehrt und mich um Hilfe bittet.

Er wendet sein bestes Französisch auf und erntet nur fragende Blicke. Als er erneut mit „Pardon Monsieur“ beginnt, versuche ich es mal auf schwäbisch: „Du kosch Deutsch mit mir schwätza.“

Jetzt verstehen wir uns.

Zwar hat der grüne Lotus Europa aus den Sechzigern sogar einen Anlasser, aber der ist vermutlich aus dem Hause Lucas, und wer –wie ich- von Erwin die spannenden Geschichten über den „Erfinder der elektrischen Dunkelheit“ kennt, weiß auch, dass die Fa. Lucas die erste Wegfahrsperre erfunden hat: Den nicht funktionierenden Anlasser.

Zum Glück wiegt die grüne Mittelmotor-Plastikflunder mit rund 600 kg –wie man mir versichert – nicht einmal das Doppelte meiner BMW, aber gegen eine leichte Steigung ist das Anschieben doch mühsam. So wenden wir den Lotus mit

manpower statt horsepower und bringen ihn zwischen vorbeidonnernenden und hupenden LKW in Schwung, bis der Fahrer die Kupplung kommen lässt und der 1,6 Liter Renault - Motor mit infernalischem Gebrüll und reichlich Qualm und Gestank zum Leben erwacht.



Ich winke den Beiden noch nach, klettere wieder auf mein Motorrad und will nur hier weg. Der Verkehr ist mörderisch, es ist brütend heiß, ich will wieder in die Abgeschiedenheit der Berge und biege so ins Tal der Vesubié ab. Binnen weniger Kilometer ändert sich das Wetter, wie man das in Küstenregionen mit bergigem Hinterland häufiger erlebt.

Nach nur rund 30 km klatschen mir die ersten schweren Regentropfen auf Windschutzscheibe und Visier.

So schlimm wird's nicht kommen, denke ich, gebe Gas, gleich wird der Regen vorbei sein.

Das erweist sich als Trugschluss, im Gegenteil, es geht ein kräftiger Schauer herunter, in den Bergen hat es sich rappelschwarz verdüstert, mir bleibt nur der Rückzug in die sonnige Wärme, 20 Minuten weiter weg, denn meine Klamotten sind schon nass.

Wenig später rolle ich bei fast 30 Grad durch die Sonne in Richtung Nizza. Es ist früher Nachmittag und mein Magen meldet Bedarf an. In einem riesigen Einkaufs- und Industriegebiet entscheide ich mich zwischen Burger King, McDoof und KFC für den Chicken - Mann aus Kentucky.

Hähnchen soll ja wenig Kalorien haben, dazu wird knackiger Salat versprochen, eine „Coke Zero“ macht auch nichts, von der fetten Sauce, die man drüber gekippt hat, hat niemand was erwähnt.

Mit meinem „Menü“ setze ich mich auf einen hohen Randstein neben meinem Motorrad in den Schatten einer Pinie, die hier auf verlorenem Posten gegen Gestank und Abgase kämpft. Eine Riesentüte habe ich aus dem Laden geschleppt.

Erstaunlich ist, dass die Riesentüte nach Verzehr des eher dürrtigen Inhalts immer noch genau so groß ist, der Verpackungswahn bei den fastfood-Ketten treibt schon seltsame Blüten.



Seitwärts bewege ich mich die 50 m zum Mülleimer, immer ein Auge auf mein jetzt gerade nicht verschlossenes Motorrad gerichtet. In Südfrankreich muss man wachsam sein.

Meine Klamotten fühlen sich wieder trocken an, Zeit für einen weiteren Anlauf in Richtung Seealpen.

Von Nizza Richtung Plan du Vars nehme ich die nächste Ausfahrt, ein Blick in meine alte Michelin-Karte mit sehr kleinem Maßstab verrät mir ein kleines und kurvigtes Sträßchen in die Berge. Leider ist das Sträßchen mit Baustellen gepflastert und so stehe ich in brütender Hitze an insgesamt vier Ampeln für Wechselverkehr. Mittlerweile ist es 16:00 Uhr, rush hour in Frankreich und leider auch auf den Straßen zu den pittoresken Dörfern, dummerweise wohnen da auch Leute, die jetzt von „Nice“ nach Haus streben.

Über Tourette-Levens gelange ich ins hübsche Levens und dort auf die Straße M19, die östlich der Vesubié am Berg klebt und einen Einblick in die tiefe Schlucht gewährt. In Levens biege ich rechts ab, der dichte Verkehr lässt nach, der Hauptverkehr ist in eine andere Richtung abgezweigt.

Platsch.

Der erste dicke Tropfen landet auf meinem Visier. Nicht mit mir, ich bin gewarnt. Am nächsten Kreisel nur wenige Hundert Meter entfernt, kippe ich die BMW auf den Seitenständer, setze mich auf ein niedriges Mäuerchen und schlüpfe in meinen Regen-Zweiteiler. Wobei „schlüpfen“ wohl nicht der richtige Ausdruck ist: „Quälen“ wäre besser.

Es ist immer noch heiß, alles klebt am Körper, ich schwitze ohne Ende und als ich endlich in der Plastikpelle stecke, fühle ich mich wie nach einem 1000 m-Lauf.

Zu allem Überfluss ziehen offene Cabrios und Motoradfahrer in T-shirt und kurzen Hosen durch den Kreisverkehr. Ein paar Kilometer weiter komme ich –wie so häufig – zu dem Ergebnis, dass das Anlegen von Regenkleidung zwei Gesetzmäßigkeiten folgt:

1. Meint man, ungeschoren davon zu kommen und lässt sie im Koffer, ist man wenig später pudelnass.
2. Zieht man die Haut über, kommt die Sonne heraus und man wird in Folie gegart.

Aber noch hängen ein paar schwarze Wolken in der Schlucht und ich habe ein wenig Hoffnung, die Prozedur nicht ganz umsonst vorgenommen zu haben.

Platsch.

Na also, geht doch.

Gegen den Regen bin ich nun gewappnet, der Tankrucksack wandert ins Topcase, Wasser marsch. Doch die Freude währt nicht lange, denn was jetzt kommt, damit habe ich nicht gerechnet. Der Himmel verdüstert sich zum jüngsten Gericht und öffnet seine Schleusen.

Nach wenigen Minuten stelle ich fest, dass ein Taucheranzug die bessere Wahl gewesen wäre. Zentimeterhoch fließt das Wasser über die Straße. Ich befinde mich auf einem schmalen

Sträßchen, das sich in engen Windungen an die Ostwand der Schlucht schmiegt. 200 Meter unter mir tost die Vesubié durch ihr Bett.



Hoch über der Vésubié: Es schüttet wie aus Eimern

Schritttempo geht noch. Ich fahre nahezu blind. Es schüttet und schüttet und schüttet. In einer Linkskurve entdecke ich einen höhlenartigen Felsvorsprung, groß genug für meine BMW und mich.

Die Rettung.

Ich sitze auf einem Stein und beobachte, wie das Wasser wie ein Bach die Straße hinab fließt. Zur Schlucht hin sind unter den Leitplanken immer wieder seitliche Vertiefungen angebracht, die sich zum Abgrund hin öffnen, wie die

Speigatten eines Windjammers. In oberarmdicke Strahl schießen kleine Wasserfälle dort hinaus.

Zum Glück bin ich hier sicher wie in Abrahams Schoß. Soll es eben regnen. Ich habe Zeit und irgendwann hört es auf. Bei dem Wetter habe ich ohnehin keine Chance, die engen und steilen Serpentina nach Madone d'utelle hochzufahren, zumal der starke Regen dort kleine Erdbeben und herabfallendes Gestein verursachen kann. Und nicht nur dort...

Wamm !!!

Ein schwerer, matschiger Brocken porösen und durchnässten Sandsteins platscht auf die Fahrbahn vor meiner Nase. Ich habe Schutz unter einem Überhang gesucht.

Bei einem Überhang hängt jedoch naturgemäß etwas über und Teile davon lösen sich gerade angesichts der Sintflut, die herunter geht. Über mir sind eben noch ein paar hundert Meter sehr steiles Gestein.

Ich drehe den Zündschlüssel und mache, dass ich hier verschwinde. Regen gibt wenigstens keine Beulen.

Und ich habe Glück, schon nach wenigen hundert Metern ist Petrus der Meinung, mich genug geprüft zu haben, der Regen lässt nach. Langsam und vorsichtig schraube ich mich das schmale Sträßchen ins Tal hinunter und lande direkt am

Ortseingang von St. Jean, wo es 200 Meter weiter über die Brücke nach Utelle und zur sanctuaire geht.



Es ist kurz nach 18:00 Uhr, als ich ein dreckiges und dampfendes Motorrad vor dem Domizil abstelle. Auch an mir ist alles klamm und feucht, alles rundherum trieft vor Nässe, und ich freue mich auf heimelige Wärme und Geborgenheit in meiner Zelle, einen heißen Tee, was Leckeres zu essen...

Pustekuchen.

Die Hostellerie ist verlassen. Jetzt fällt mir auch auf, dass der weiße Kangoo mit den gelben Flecken fehlt. Madame ist nicht da. Sie hat mich im Stich gelassen. Vielleicht ist ihr auch etwas passiert? Bei dem Wetter ?

Gut, muss ich alleine zusehen, wie ich überlebe. Eine Notration habe ich noch dabei. Einen uralten Wecken und zwei Flaschen lauwarms Pils vom Lidl in Waldshut, das so eklig schmeckt, dass ich es bislang nicht getrunken habe. Aber in der Not... Zunächst ziehe ich meine außen und innen feuchten Regenklamotten aus und hänge sie in der kleinen Veranda über einen Stuhl.

Dann schließe ich die Hostellerie auf und verziehe mich in meine Kemenate. Während der PC die Videodateien von den Chips saugt, ziehe ich das klamme Zeug aus und Trockenes an. Wenig später, es ist kurz vor sieben, höre ich Geräusche und kurz darauf treffe ich Madame, wie bisher freundlich lächelnd, im Gasträum.

Wenig später riecht es gut nach gebratenem Fisch, im offenen Kamin prasselt ein Holzfeuer, vor dem meine Klamotten trocknen und ich sitze mit einem kühlen Andechser und einer Reval auf der Veranda und schaue dem aufziehenden Nebel zu.

Das Leben schreibt doch die tollsten Geschichten.